

## Leben in zwei Zeiten: eine Fallstudie über Schichtarbeit

Alheit, Peter; Dausien, Bettina; Flörcken-Erdbrink, Helga

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Alheit, P., Dausien, B., & Flörcken-Erdbrink, H. (1988). Leben in zwei Zeiten: eine Fallstudie über Schichtarbeit. In R. Zoll (Hrsg.), *Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit* (S. 235-252). Frankfurt am Main: Suhrkamp. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-27706>

### Nutzungsbedingungen:

*Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.*

*Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.*

### Terms of use:

*This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.*

*By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.*

Peter Alheit / Bettina Dausien /  
Helga Flörcken-Erdbrink  
Leben in zwei Zeiten  
*Eine Fallstudie über Schichtarbeit*

Schichtarbeit ist nicht bloß eine Variante der Arbeitsorganisation. Sie ist ein Eingriff in die Lebenszeit von Menschen. Nichts ist mehr »normal«: weder die Zeit, in der gearbeitet wird, noch die Zeit außerhalb der Lohnarbeit. Die erzwungene Zeitorganisation enthält gewiß begrenzte Chancen; vor allem jedoch verlangt sie Opfer.

Warum wird jemand Schichtarbeiter? Was hat er in dieser Rolle zu ertragen? Wer außer ihm ist noch betroffen? Wie arrangiert er sich mit dem Zeitproblem?

Es ist erstaunlich, wie ähnlich die Antworten auf solche Fragen aussehen. Schichtarbeiter, die ihr Leben erzählen, variieren dieses Thema, aber sie weichen in den entscheidenden Punkten kaum voneinander ab.<sup>1</sup> In der folgenden Fallstudie über einen Schichtarbeiter der Klöckner-Hütte Bremen geht es um die Spuren, die Schichtarbeit in einer Biographie hinterlassen kann. Bei der Erzählung von Peter Kersting handelt es sich um ein Dokument, das über den individuellen Fall hinausweist.

»Wir sind ja alle nicht als Schichtarbeiter auf die Welt gekommen . . . «

Schichtarbeiter wird man nicht aus freien Stücken. Biographische Erzählungen von Schichtarbeitern belegen dies auf eindrucksvolle Weise. »Wir sind ja alle nicht als Schichtarbeiter auf die Welt gekommen, sondern da sind wir ja erst zu gemacht worden in irgendeiner Form«, stellt Peter Kersting fest. Über Anlaß und Umstände seines Eintritts in die Klöckner-Hütte, darüber, wie er zum Schichtarbeiter »gemacht« wurde, erzählt er sehr anschaulich. Peter Kersting ist von Beruf Koch. Er hat vor 20 Jahren in der Hütte angefangen. Kurz nach seiner Familiengründung muß er sich hoch verschulden, um die unangemessenen Mietvorauszah-

lungsforderungen für seine Wohnung erfüllen zu können. Unerwartet verliert er seinen Arbeitsplatz. Peter Kersting erzählt:

»Da war ich natürlich mit den Nerven weg, am Ende. Die Wohnung und 3000 Mark am Hals als Kredit, die ich zurückzahlen mußte, und keine Arbeit. Ich war fix und fertig ... Da hab' ich Schnodden und Tränen geheult. Ich war so fertig, allein schon durch das Bewußtsein, dieses für mich oder für uns wahnsinnige Geld zurückzahlen zu müssen, ohne die Grundlage eines Arbeitsplatzes zu haben.«

In dieser ausweglos erscheinenden Situation wird Peter Kersting von einem Onkel, der bei Klöckner arbeitet, beraten: »Der sagte: ›Mensch, Geld brauchste, komm doch mal zu uns, fängst bei uns an. Ist doch scheißegal. Hauptsache, du brauchst jetzt erst mal Geld. Du mußt was verdienen.«

Peter Kersting ist skeptisch: »Hab' doch noch nie in einer Fabrik gearbeitet.« Er folgt dennoch dem Vorschlag des Onkels und fängt 1962 bei Klöckner an. Unter dem Druck der Situation stellt er angesichts der Verdienstmöglichkeiten seine Bedenken zurück:

»Ich sage: ›Was soll ich denn machen. Ich hab' doch noch nie in einer Fabrik gearbeitet.« ›Scheißegal«, sagt er, ›du kommst morgen früh her, meldest dich am Tor, und dann hol' ich dich da ab; und dann fahren wir ein, und dann werden wir schon sehen.« – Ja, ich bin am Morgen da hingefahren, er mich abholt, dann rein zum Arbeitseinsatz. Und dann haben wir das klargemacht. ›Ja, in der Flämmerei fängt er an.« Ja, ich hab' in der Flämmerei angefangen... 1962, da konnte man auf der Hütte noch Geld verdienen, im Gegensatz zu anderen Betrieben.«

Den Wechsel in die Großindustrie, der für ihn zugleich die Aufgabe eines qualifizierten handwerklichen Berufs bedeutet, nimmt er ebenso in Kauf wie den Umzug von Süddeutschland nach Bremen. Im Vordergrund steht die Lösung seiner materiellen Zwangssituation.

Die Umstellung von eigenverantwortlicher, qualifizierter Arbeit in einem überschaubaren Bereich auf die Tätigkeit eines angehenden Arbeiters in einem großen Industriebetrieb macht Peter Kersting allerdings zu schaffen.

»Ja, angefangen hab' ich in der Flämmerei. Erst hatte ich von der ganzen Materie keine Ahnung. Das war für mich ein sehr starker Umbruch. Wenn man überlegt, daß ich da unten jahrelang gekocht habe, mehr oder weniger selbständig als Alleinkoch – mit Einkauf, Speisekarten schreiben und Abrechnung machen. Also, da habe ich eigenverantwortlich die Küche geführt. Hab' auch mal die Küche ein gutes halbes Jahr stellvertretend als Küchen-

chef mit drei Lehrlingen geführt . . . Und jetzt plötzlich komme ich in eine Fabrik. Da bist du erst mal ein Garnichts, fängst ganz frisch an.«

Insbesondere die Behandlung durch Vorgesetzte empfindet er als »erniedrigend«.

»Und das erste, was ich in der Flämmerei machen mußte – da sagt der zweite Ingenieur: ›Sie sind der Kersting? Na, dann kommen Sie mal mit.« Da nahm er da einen Schweißdraht, ging an einen Schleifstein, spitzte den an, bog da oben einen Griff dran, drückte mir den in die Hand und sagte: ›So, und jetzt gehen Sie rum und picken das ganze Papier auf; und dann verbrennen Sie das.« Also, das war für mich so, als wenn mir einer einen eiskalten Kübel Wasser über den Kopf gießt . . . Ich kam mir so richtig erniedrigt vor im Moment. Obwohl ich im nachhinein, als ich erst mal länger da war, merkte, daß es dort so gang und gäbe ist. Wer neu anfängt, muß eben so diese Arbeiten machen, ausfegen oder saubermachen.«

Trotz dieser negativen Anfangserfahrungen gefällt Peter Kersting die Arbeit bei Klöckner überraschend gut.

»Wie ich denn hier bei Klöckner gearbeitet habe, gefiel mir das plötzlich blendend im Gegensatz zur Kocherei. Was ich da für Maloche mitgemacht habe. Hier ging ich morgens meinerwegen um sechs hin, und um zwei habe ich meinen Klumpatsch in die Ecke gestellt und bin nach Hause gefahren. Ich fand das herrlich. Ob das nun eine Frühschicht oder eine Spätschicht oder eine Nachtschicht war. Als Koch habe ich auch bis in die Nacht gearbeitet. Das hat mir absolut nichts ausgemacht. Ich fand das wunderbar. Und hab' noch eine Masse Geld dabei verdient.«

Vor dem Hintergrund seiner Arbeitserfahrung als Koch empfindet er die Umstellung »arbeitszeitmäßig« als positiv. Schichtarbeit bedeutet für ihn zunächst einmal »geregelte Arbeitszeit«.

» . . . die Arbeitsweise plötzlich in der Fabrik, also bei Klöckner, war für mich im Moment im Gegensatz zur Kocherei einfach grundlegend anders. Also positiver für mich, rein arbeitszeitmäßig . . . Nach acht Stunden hab' ich Feierabend gehabt, was es in der Gastronomie einfach nicht gibt. Und wenn ich bei Klöckner eine Überschicht mache, dann kriege ich die honoriert, also stundenweise bezahlt, für die Zeit, die ich da bin. Das gibt es auch in der Gastronomie nicht . . . Das fand ich unheimlich gut. Auch schön Feierabend machen. Und dann fährst du nach Hause, Schluß, Feierabend.«

Daß diese zunächst positive Einschätzung der Schichtarbeit seinen Kontrasterfahrungen mit den »furchtbaren Arbeitsbedingungen« in der Gastronomie Mitte der fünfziger Jahre geschuldet ist, betont Peter Kersting jedoch ausdrücklich. Die Tatsache, daß die

Arbeitszeit »geregelt« ist, läßt die Belastungen, die der Schicht-rhythmus mit sich bringt, für ihn anfangs in den Hintergrund treten. Wichtiger ist offenbar für ihn das gestiegene Einkommen. Er vergleicht die Verdienstmöglichkeiten bei Klöckner mit denen in seinem Beruf als Koch.

»Da hatte ich plötzlich im Monat so 1000 Mark. Vorher hab' ich 500 Mark gehabt – netto. Hatte ich gut 1000 Mark; und dann steigerte sich das langsam, wurde das immer mehr.«

Durch die Zulagen für Nacht-, Sonn- und Feiertagsarbeit bietet die Tätigkeit bei Klöckner relativ gute Verdienstmöglichkeiten. Ein gewisser Lebensstandard ist erreicht. Freiwilliger Lohnverzicht durch Ausscheiden aus der Konti-Schicht bedeutet ein Opfer. Nach 20 Jahren Schichtarbeit stellt Peter Kersting fest: »Von der Schichtarbeit komm' ich im Moment, so wie ich das sehe, sowieso nicht runter.« Er hat sich damit »abgefunden«, mit der Schichtarbeit zu leben.

Peter Kerstings Weg zum Schichtarbeiter ist nicht untypisch. In den ersten Jahren nach Inbetriebnahme der Hütte – Mitte der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre – sind es gerade Angehörige traditioneller handwerklicher Berufe, die wegen der besseren Verdienstmöglichkeiten in die Industrie abwandern. Aber auch auf große Teile der Landbevölkerung, die wegen des Strukturwandels in der Landwirtschaft keine Perspektive für eine abgesicherte Existenz mehr entwickeln können, übt ein neu angesiedelter Betrieb wie die Klöckner-Hütte eine gewisse Sogwirkung aus.

Freiwillig also wird Schichtarbeit nicht gewählt. Sich mit den schlechten Arbeitsbedingungen der Schichtarbeit zu arrangieren, ist notwendig, um zu überleben. Es ist der materielle Druck, die Familie zu ernähren, Schulden abzutragen, eine Wohnung zu finanzieren oder sogar auf ein eigenes Haus zu sparen, der die Betroffenen zwingt, die Bedingungen der Schichtarbeit zu akzeptieren. Daß es im wesentlichen der gleiche Druck ist, der Schichtarbeiter nach langjähriger Betriebszugehörigkeit an die unwürdigen Arbeitsbedingungen bindet, wird spätestens dann deutlich, wenn sie mit dem Gedanken spielen, sich um einen anderen Arbeitsplatz zu bemühen. Die Qualifikationen, die sie sich bei Klöckner in der Arbeit angeeignet haben, sind auf dem Arbeitsmarkt kaum zu verwerten. Und eine handwerkliche Berufsausbildung garantiert nach vielen Jahren berufsfremder Arbeit noch

weniger eine Perspektive als in der Zeit vor dem Eintritt in die Hütte. Bei Klöckner dagegen bietet die langjährige Betriebszugehörigkeit zumindest einen gewissen Kündigungsschutz, wenn die Arbeitsplätze – gerade in der aktuellen Krise der Stahlindustrie – auch keineswegs sicher sind. Schichtarbeiter haben kaum Alternativen. Sie sind gezwungen, mit der Schichtarbeit zu leben.

»... weil du gegen den biologischen Rhythmus arbeitest«

Die Tatsache, daß Schichtarbeiter durchhalten, daß sie sich mit den Bedingungen der Schichtarbeit »arrangieren«, belegt nun keinesfalls, daß sie dies ohne Probleme und Konflikte tun. Es gehört zu den empirisch gesicherten Tatsachen, daß sich die Auseinandersetzung mit der Schichtarbeit durch ihr ganzes Leben zieht.

Was Schichtarbeit für die Betroffenen bedeutet, läßt sich zuallererst an den körperlichen und psychischen Belastungen zeigen, die damit verbunden sind. Die Zeitstrukturen, die ihnen durch die Konti-Schicht<sup>2</sup> aufgezwungen werden, empfinden sie als unnatürlich. Am eigenen Leib stellen sie fest, wie sehr sie ihrem Biorhythmus zuwiderlaufen.

Peter Kersting bringt diesen Widerspruch deutlich zum Ausdruck.

»... gerade bei Nachtschicht. Da ist meiner Meinung nach der Schlaf das Wichtigste. Zumal der Tagschlaf ja sowieso nicht der Schlaf ist, den du nachts hast, weil du gegen den biologischen Rhythmus arbeitest. Denn wenn ich arbeiten muß, liegen andere im Bett und haben den normalen Schlaf. Dann muß der Nachtschichtarbeiter auf Hochtouren arbeiten, der Organismus..., und das ist eben, weil wir praktisch in einer verkehrten Welt leben in der Nachtschicht.«

Auch gegen seine sonstigen Bedürfnisse »holt« Peter Kersting sich den notwendigen Schlaf. Konsequenter macht er den »Tag zur Nacht« und stellt sich die »Aufgabe«, »solange wie möglich zu schlafen«. Die mit dieser Maxime zwangsläufig verbundene Reduzierung von »Lebenszeit« nimmt er in Kauf.

Seinen Grundsatz durchzuhalten ist für ihn allerdings nicht immer leicht. Die Lebendigkeit der sozialen Umwelt steht dem entgegen. Als seine Kinder beispielsweise noch klein sind, ist es ihm in der engen Wohnung mit einem schreienden Säugling unmöglich, die notwendige Ruhe zu finden.

»Was die Schicht angeht und das Zusammenleben mit den Kindern, muß ich sagen, zu Anfang, wo Susanne klein war und Heiner hinterherkam, also wo sie beide noch kleiner waren, war es mitunter bei Nachtschicht nicht einfach. Oder auch bei Frühschicht. Da mußte ich um vier hoch. Da mußte ich aber abends relativ zeitig ins Bett. Und dann so ein Kleinkind in der Wohnung und mit der Fütterei. Alle vier Stunden müssen die raus. Und dann schreien sie. Und wie das eben kleine Kinder an sich haben, fragen die da nicht nach der Zeit und plärren. Und Heiner hatte eine Phase, wie jedes Kind das hat, eine Schrei- oder Brüllzeit. Da sind die nur am schreien und plärren, und dann sollst du nebenan liegen und schlafen. Das war mitunter einfach nicht mehr drin.«

Peter Kersting versucht, das »Beste« aus der Situation zu machen und »flieht« in den Keller.

»Aber aufstehen und Türen knallen und rumterzen hat auch keinen Zweck. Da habe ich dann versucht, das Beste draus zu machen. Wir hatten noch von Susannes Kleinkinderzeit die Matratze im Keller stehen, Da bin ich dann in den Keller gegangen, habe mir die Matratze auf die Erde gelegt, Füße gegen die Kellertür und habe im Keller geschlafen. Das war gar nicht mal so unangenehm, zumal bei uns da unten im Keller die Heizungsrohre, die Einspeisungen durchlaufen. Also kalt war es nicht, und Ruhe hatte ich. Und so hab' ich denn auch mal da geschlafen.«

Umstellungsprobleme, die der Schichtrhythmus aufzwingt, werden durch körperlich schwere Arbeit und besondere Merkmale des Arbeitsplatzes noch verstärkt. Über viele Jahre arbeitet Peter Kersting in der Flämmerei und muß vor allem »körperlich anstrengende Arbeit« verrichten. Während dieser Zeit empfindet er die Schichtarbeit als besonders belastend.

»... weil zu dieser Schwierigkeit oder den Schwierigkeiten des Schichtwechsels noch der körperliche Streß dazu kam. Es waren wirklich mitunter Erschöpfungen, die dann einsetzten durch diese körperliche, anstrengende Arbeit. Da war das so, daß ich bei Nachtschicht morgens um sieben ins Bett fiel. Und abends weckte mich Gisela, ich müßte aufstehen, weil ich gleich zur Schicht müßte. Da hab' ich abends um sieben, halb acht noch im Bett gelegen, vollkommen tot. Da bin ich gar nicht aufgewacht zwischen-durch.«

Von der Schicht ins Bett und wieder zurück zur Schicht – plastischer läßt sich die Belastung nicht ausdrücken, die Peter Kersting zu Beginn seiner Tätigkeit in der Flämmerei auszuhalten hat. Die ihm zur Verfügung stehende Zeit wird fast vollständig durch die Schichtarbeit »aufgezehrt«. Nicht einmal ein Rest scheint übrig zu bleiben.

Unterdessen hat Peter Kersting wegen eines Rückenleidens, das auf die harte Arbeit in der Flämmerei zurückgeht, einen anderen Arbeitsplatz im Betrieb. Die Arbeit ist leichter geworden. Schichtarbeit allerdings bleibt ihm auch hier nicht erspart, und Peter Kersting spürt, wie seine Belastbarkeit abnimmt: »Mit den Jahren kommt ja dazu, daß man älter wird. Und je älter du wirst, jedes Jahr merkst du das mehr an der Schicht.«

Der menschliche Organismus ist in seinen Funktionen weitgehend an die herrschende soziale Zeitstruktur gebunden. Schichtarbeiter müssen daher schon rein körperlich permanent den Widerspruch zwischen ihrer Arbeitszeit nach dem Schichtplan, dem Zeitablauf der sozialen Umwelt und dem biologischen Rhythmus ihres Körpers aushalten. Wenn ihre körperlichen Vorgänge verlangsamt und auf Ruhe und Entspannung eingestellt sind, müssen Nachtschichtler gleiche Arbeitsanforderungen erfüllen wie zu Zeiten hoher Leistungsbereitschaft am Tage. Ist ihr Körper dagegen biologisch »wach« und leistungsbereit und die gesamte soziale Umwelt auf Aktivität eingerichtet, müssen sie schlafen.<sup>3</sup>

Der Schlaf rückt bei Schichtarbeitern offensichtlich ins Zentrum des Alltags. Ein gewöhnlich eher unbeachtetes Phänomen wird zum sozialen Thema, weil es »zur Unzeit« praktiziert wird. Kindergeschrei z. B. – normalerweise Ausdruck der Lebendigkeit – gerät zum unerträglichen Störfaktor.

Die Notwendigkeit des Tagschlafes während der Nachtschichtperioden führt also zwangsläufig nicht nur zur räumlichen, sondern auch zur sozialen »Abschottung« von der Umwelt. Der Schichtarbeiter lebt in zwei »Welten«, die sich nur schwer miteinander vereinbaren lassen: in der normalen sozialen Welt seiner Umgebung, der er sich nicht vollständig anpassen darf, und in der »verkehrten Welt« des Schichtrhythmus, dem er folgen muß. »Schlaf-Störungen« markieren diesen Konflikt überdeutlich.

Die Tatsache, daß Schichtarbeiter ständig zu Arbeitszeiten geformt sind, die dem biologischen Rhythmus ihres Körpers widersprechen, hat für die Betroffenen auf lange Sicht einschneidende gesundheitliche Folgen. Mit zunehmender Dauer der Schichtarbeit werden die körperlichen Reserven verbraucht, spürbare gesundheitliche Störungen stellen sich ein.

Obwohl Schichtarbeit – wie an Peter Kerstings Schilderung deutlich wird – nicht isoliert von den konkreten Bedingungen des Arbeitsplatzes gesehen werden kann, haben arbeitsmedizinische



Untersuchungen nachgewiesen, daß Schicht- und insbesondere Nachtarbeit eine grundsätzliche Gefährdung der Gesundheit darstellen.<sup>4</sup>

»Es war immer ein Kampf...«

Durch die körperlichen und psychischen Belastungen erleben Schichtarbeiter vielleicht am unmittelbarsten, wie sehr die fremdbestimmten Arbeitszeiten in ihr Leben eingreifen. Was sie »am eigenen Leib« erfahren, betrifft nicht nur sie persönlich, sondern auch ihre Frauen und Kinder.

Der Schichtplan wirkt in die gesamte Organisation des Familienalltags hinein. Die Familie muß sich nach den Arbeitszeiten und den Regenerationsbedürfnissen des Mannes richten. Wenn er tagsüber schlafen muß, darf kein Lärm in der Wohnung sein. Die Kinder müssen ruhig gehalten werden. Geräuschvolle Hausarbeit darf nur dann verrichtet werden, wenn der Mann wach ist oder das Haus verlassen hat. Die Mahlzeiten müssen auf den Schichtplan abgestellt werden usw.

Die Verantwortung für die Organisation des Familienlebens lastet vor allem auf den Frauen. Sie sind alltäglich gefordert, die oft gegensätzlichen Bedürfnisse des Mannes und der Kinder und die Notwendigkeiten des Haushalts miteinander in Einklang zu bringen. Doch diese Koordination gelingt nicht reibungslos – trotz ungeheurer Anstrengungen und trotz des Verzichts auf die Erfüllung eigener Bedürfnisse seitens der Frauen. Konflikte und Auseinandersetzungen scheinen, besonders solange die Kinder klein sind und sich nicht auf den Schichtplan des Vaters einstellen können, geradezu vorprogrammiert. Die Situation wird in der Regel noch durch Wohnverhältnisse verschärft, die in keiner Weise auf die Lebensbedingungen von Schichtarbeiterfamilien abgestimmt sind.

Gisela Kersting erzählt von den Problemen und Konflikten, mit denen sie und ihre Familie alltäglich konfrontiert werden. Dabei ist ihr die Zeit, als die Kinder klein waren, noch immer lebhaft in Erinnerung. Besonders die Nachtschichtperioden sind für sie mit »Horror«-Erfahrungen verbunden.

»Bei Nachtschicht war das ganz schlimm für mich. War ein echter Horror. Du mußtest die Kinder ja praktisch immer ruhig halten. Im Sommer ging das. Da ging ich mit den Kindern runter auf den Spielplatz... Er hatte

praktisch immer Schlafschwierigkeiten, gerade bei Nachtschicht. Und da zog nachher unter uns eine Familie mit zwei Jungen ein; und dann kam noch das dritte. Also, das war noch schlimmer. Und wenn ich dann unsere nicht im Zaum halten konnte, dann kam er raus und war wütend und hat denn geschimpft: ›Verflucht noch mal! Kannst du nicht mal die Kinder im Zaum halten? Ich muß doch schlafen!‹ Also, das war eine enorme Anspannung.«

Die Anforderungen, den gegensätzlichen Bedürfnissen des Mannes und der Kinder gerecht zu werden, versetzt Gisela Kersting in »ständige Anspannung«. Obwohl sie vielfältige Anstrengungen unternimmt, gelingt es ihr nicht immer, die Kinder ruhig zu halten. Die dadurch entstehenden Auseinandersetzungen sind eine zusätzliche Belastung des Familienlebens. Das ganze Ausmaß des Problems läßt sich allerdings erst vorstellen, wenn Gisela Kersting ihre damaligen Wohnverhältnisse schildert. Sie und ihr Mann leben Anfang der sechziger Jahre mit zwei Kleinkindern zunächst in einer Zweizimmerwohnung:

›Es war erst mal, muß ich sagen, ziemlich eng. Beide Kinder im Schlafzimmer, dann Peter Nachtschicht. Das könnt ihr euch gar nicht vorstellen! Das Schlafzimmer grenzte ja an das Wohnzimmer. War nur die dünne Tür dazwischen als Verbindung. Du hattest ja praktisch nichts zum Dämpfen. Ja, dann blieb mir nichts anderes übrig, als mit den Kindern in die Küche zu gehen. Und die war echt winzig. Ich konnte grad so 'n Tisch an die Wand stellen, zwei Stühle und den Schrank. Auf der anderen Seite der Gasherd und die Spüle – das war alles. Und da hab' ich denn mit den zwei Kindern da in der Küche gehaust, wenn Peter Nachtschicht hatte. Da bin ich manchmal echt durchgedreht.«

Häufig bleibt Gisela Kersting auch im Winter keine andere Möglichkeit, als mit den Kindern die Wohnung zu verlassen.

›Ja, und dann bin ich aus Verzweiflung dann in der Kälte mit den Kindern spazierengegangen – wenigstens vormittags zwei, drei Stunden, bis er richtig fest geschlafen hat. Dann wieder rein: ›Pst, seid leise, der Papa schläft!‹«

Doch nicht nur die kleinen Kinder müssen immer wieder zur Ruhe angehalten werden. Auch als die Kinder älter sind, können sie sich nicht auf den Schichtrhythmus des Vaters einstellen.

›Es war immer ein Kampf. Die Kinder haben bis heute nicht kapiert, wie Peters Schicht funktioniert. Also, ich konnte ihnen den Plan erklären: ›Also, diese Woche hat er Frühschicht, dann hat er da einen Tag frei; dann hat er Spätschicht, dann hat er zwei Tage frei; dann hat er Nachtschicht und

dann hat er übers Wochenende frei.« Die haben das – ich weiß nicht, woran das lag – die haben das immer vergessen bei Nachtschicht, daß er schlafen muß – tagsüber.«

Der Schichtplan des Vaters bleibt den Kindern fremd. Obwohl sie »mit drei Schichten groß geworden sind«, gelingt es ihnen offensichtlich nicht, zu »kاپieren«, wann der Vater am Tag schlafen muß. Ihr Tagesablauf ist strukturiert durch die gesellschaftliche Normalzeit, an der beispielsweise auch die Schulzeiten orientiert sind. »Unbewußt« wehren sich die Kinder gegen die Zumutung, quasi in zwei Zeitstrukturen leben und denken zu müssen. Sie »vergessen« die verordneten Ruhezeiten.

Das Leben mit den Kindern unter den Bedingungen der Schichtarbeit beansprucht Gisela Kersting so sehr, daß sie an die Verwirklichung eigener Bedürfnisse kaum denken kann. Ihren Beruf hat sie aufgegeben, um besser für die Kinder sorgen zu können. Durch die Arbeit in der Familie fühlt sie sich auch voll »ausgelastet«. Sie ist die ganze Woche durch die Versorgung des Mannes und der Kinder in Anspruch genommen und hat nie wirklich »Zeit für sich«. Auch die meisten Wochenenden unterscheiden sich für sie nicht vom Arbeitsalltag, weil ihr Mann »nur alle vier Wochen... mal frei« hat. Angesichts dieser Belastung ist das Bedürfnis nur allzu verständlich, dem Alltagstrott wenigstens für kurze Zeit zu entfliehen. Gisela Kersting erzählt von ihrem Wunsch, einmal auszugehen:

»Das war jetzt zum Beispiel ausgehen. Was meinst du, was wir da Kräche hatten. Ich war wohl ausgelastet, aber das war eine unbefriedigende Arbeit für mich. Also, die hat mir nichts gebracht. Und da wollte ich gern mal ausgehen. Ja, dann haperts erst mal an der Schicht... Und ich wollt' auch, daß von ihm was kommt. Daß er jetzt kommt – weißt du, ich hatte so eine Romanvorstellung, was man sich so vorgaukelt –, daß er jetzt kommt und sagt: »Liebling, mach dich schön, ich hab zwei Karten fürs Theater« oder so etwas. In der Art habe ich mir das vorgestellt.«

Ihre »Romanvorstellung« läßt sich allerdings nicht verwirklichen. Aufgrund seiner Arbeitsbelastung und des begrenzten Zeitbudgets entfaltet Peter Kersting keine eigene Initiative.

Obwohl Gisela Kersting stark eingespannt ist, empfindet sie zunehmend Unzufriedenheit mit ihrer Situation.

»Ja, daraus resultiert wahrscheinlich auch diese Unzufriedenheit, die ich damals dann hatte. Daß du praktisch immer gebunden warst. Du konntest ja gar nicht jetzt groß was unternehmen. Die Schichtarbeit hat dich sowieso

nur auf eine bestimmte Zeit konzentriert, daß du dann alle vier Wochen das Wochenende mal frei hattest. Und so viel Geld hattest du auch noch nicht, da großartig auszugehen.«

Gisela fühlt sich »praktisch immer gebunden«. Auf der einen Seite ist da die Schichtarbeit; auf der anderen Seite sind die Kinder, die nicht alleingelassen werden können. Erst als die Kinder größer sind, kann Gisela ihre Isolation durchbrechen, indem sie sich eigenständig soziale Kontakte aufbaut. Später gelingt ihr sogar der Wiedereinstieg in den Beruf.

Schichtarbeiterfamilien leben in zwei verschiedenen Zeiten. Es sind vor allem die Frauen, die die Verbindung zwischen dem von außen diktierten Schichtrhythmus und der Zeit der sozialen Umwelt herstellen müssen. Sie organisieren den Alltag und versuchen immer wieder, das zerrissene Familienleben zusammenzufügen. Damit haben sie wesentlichen Anteil daran, daß es den Schichtarbeitern gelingt, die Beanspruchung der Schichtarbeit mit ihren gesundheitlichen und sozialen Folgen auszuhalten. Daß für die Frauen selber dabei wenig Zeit bleibt, verwundert nicht. Sie leben mit den Schichten, ohne selbst in der Fabrik zu arbeiten, und sie halten die soziale »Normalzeit« für die Familie aufrecht, sind aber dennoch aus weiten Bereichen des sozialen und kulturellen Lebens ausgeschlossen.

»Wenn man das Kulturelle jetzt sieht . . . , da fühl ich mich echt benachteiligt«

Teilhabe braucht Zeit. Man kann nicht beteiligt und doch immer nur halb dabei sein: zu spät dazukommen, früher wieder gehen müssen. Schichtarbeiter und ihre Familien sind Außenseiter im normalen »kulturellen Geschehen«. Dabei ist nicht nur an Kulturveranstaltungen wie Kino oder Theater zu denken, die von Schichtarbeitern häufig nicht besucht werden können. Bildungseinrichtungen, Vereine und andere Organisationen richten sich üblicherweise ebenfalls nach der gesellschaftlichen »Normalzeit«. Aber auch schon die Möglichkeit, im privaten Umfeld Freundschaften zu pflegen bzw. neue Kontakte zu knüpfen, ist begrenzt.

Peter Kersting erzählt viel über die Probleme des Ausgeschlossenseins aus kulturellen und sozialen Zusammenhängen – Probleme, die nicht nur ihn, sondern auch seine Frau betreffen.

»Wie oft mußte ich schon Bekannten oder Verwandten oder Leuten aus dem Haus, die einen einladen zum Fasching oder zum Kegeln oder so, sagen: »Nein, ich kann nicht. Ich habe Nachtschicht.« – »Ja, wann kannst du denn?« – »Ja, kannst in vier Wochen wieder mal nachfragen, da habe ich gerade die vier freien Tage.« – »Ja, da haben wir nichts.«

Gisela Kersting bleibt häufig nur die Möglichkeit, ebenfalls auf bestimmte Aktivitäten zu verzichten oder sie alleine wahrzunehmen.

»Und wenn denn irgendeine Veranstaltung dieser Art ist – Gisela hat dann auch keine Lust, immer alleine mitzutapern. Da sitzen dann alle mit ihren Ehemännern, und sie sitzt dann in den meisten Fällen allein da. Und dazu hat sie auch nicht immer Lust.«

Die Schichtarbeit hindert Peter Kersting auch, an den Aktivitäten seines Vereins regelmäßig teilzunehmen. Er ist Mitglied in einem Vespa-Club. Treffen und Fahrten des Clubs finden überwiegend an Wochenenden statt.

»Die ganzen Treffen, die wir haben, fallen immer auf Wochenenden. Denn logischerweise ist das ja kein Club von Schichtarbeitern, sondern das sind Normalarbeitende. Und die gehen immer von Wochenenden aus . . . Und es ist jedes Jahr dasselbe, wenn dann die Termine für die Treffen feststehen und man sich darüber klar werden will, zu welchen Treffen der Club fahren soll, dann geht das los: »Ja, Kersting, was ist?« – Ja, dann hol' ich erst mal meinen Schichtkalender raus, und dann geht das los. »Da kann ich nicht, da habe ich Nachtschicht. Da kann ich auch nicht, da habe ich auch Schicht. Ja, da kann ich vielleicht mal eben hinfahren.« – Aber dann ist schon wieder Ende. Das kommt vielleicht bei einem Treffen zufällig mit meinen freien Tagen gerade hin. Alles, was ich dann noch darüber hinaus machen möchte, muß ich eben auf der Basis von Urlaub machen, und das geht auch nur, indem ich erst mal den Vorgesetzten ein bißchen weich knete, damit ich den Urlaub bekomme.«

Häufig kann Peter Kersting sich nur beteiligen, indem er Urlaub nimmt. Aber auch das ist nicht immer ganz einfach. Er ist angewiesen auf das Wohlwollen seiner Vorgesetzten, das er durch geschicktes Verhalten gewinnen muß. Mit seiner Situation stößt Peter Kersting bei seinen Vereinskameraden auf »Unverständnis«.

»Und das hat mir dann schon oftmals auch innerhalb des Clubs Unverständnis . . . eingetragen. Die haben gesagt: »Sag mal, was ist eigentlich los mit dir? Da kannst du nicht, da kannst du nicht, dann mußt du mal tauschen!« Ja, wer tauscht denn schon? Wenn schon Schicht gearbeitet wird, dann sind alle froh, wenn sie ihre Schicht so gut wie möglich durch-

ziehen. Denn wenn ich auf Nachtschicht bin und am Wochenende weg will, da ist kein Kollege, der gerade Frühschicht macht, bereit, für mich zwei Tage Nachtschicht einzuspringen. Das läßt sich im Schichtrhythmus schlecht durchführen, dieses Tauschen. Das ist bei einer Normalarbeit vielleicht ganz anders möglich. Ja, das begreifen viele bei uns dann einfach nicht.«

Auch die Übernahme von Ämtern im öffentlichen Leben oder von Mandaten in Vertretungsorganen ist Schichtarbeitern kaum möglich. Peter Kersting ist Mitbegründer einer Bürgerinitiative zur Errichtung eines Bauspielplatzes in seiner Wohnsiedlung (s. u.). Als ihm die Übernahme des Vereinsvorsitzes angetragen wird, lehnt er ab, weil er glaubt, als Schichtarbeiter den Aufgaben nicht gerecht werden zu können. Auch als ihn die Pfarrer seiner Kirchengemeinde zur Wahl in den Konvent vorschlagen, lehnt Peter Kersting eine Kandidatur ab.

»Da hatte man mich von seiten der Pastoren angesprochen, das wär doch ganz gut, wenn auch mal ein Arbeiter jetzt im Konvent wäre und auch mal seine Meinung da sagen würde. Wenn da was besprochen wird, da mal ein Wörtchen mitzureden. Ich habe dann auch plausibel gemacht, daß ich das einfach unfair fände, wenn ich da jetzt reingehe. Und wenn die abends ihre Versammlungen einberufen oder schriftlich bekanntgeben, ich jedesmal sagen muß: ›Nein, ich bin nicht da.‹ Dann muß man sich hinterher anhören: ›Ja, was will der eigentlich hier, wenn der doch nicht kommt?‹«

Peter Kersting nimmt die möglichen Konflikte bereits vorweg. Nach 20jähriger Schichtarbeitserfahrung weiß er, daß die »normalen Leute« die Probleme von Schichtarbeitern nicht verstehen. Er geht deshalb möglichen Konfrontationen aus dem Weg. Zweifellos sieht er die Nachteile. Aber er ist gezwungen, mit den Problemen zu leben.

»Wenn man das Kulturelle jetzt sieht, ob es jetzt eine Initiative ist, der Konvent von der Kirche, der Vespa-Club oder Theaterbesuche, egal, was das ist, da fühle ich mich echt benachteiligt anderen gegenüber. Es ist regelrecht Mist, ganz großer Mist die Schicht. Obwohl ich immer – es bleibt mir im Moment nichts anderes übrig – das Beste draus mache.«

Schichtarbeiter sind vom »Kulturellen« ausgeschlossen. Sie leben eine Art eigenes Leben, das sie prägt und womöglich kulturell »entwöhnt«. Der Verlust jenes Teils der aktiv gestaltbaren Zeit, die den »Nichtschichtlern« vorgeblich zur Verfügung steht, ist ein durchgängiges Thema bei Schichtarbeitern. Und wenn sie dabei auch die Möglichkeiten der »normalen Leute« in der Regel zu

positiv einschätzen, haben sie zweifellos recht mit der Betonung ihrer eigenen Benachteiligung. Es bleibt schon ein erstaunliches Phänomen, daß in Gesellschaften, die immer mehr Menschen einen abweichenden Zeitrhythmus aufzwingen, der »Normalarbeitstag« nach wie vor die soziale Zeit bestimmt.

»Vielleicht kann man sagen, daß man aus der Situation irgendwie das Beste machen muß«

Schichtarbeit nötigt den Betroffenen Zeitstrukturen auf, die sowohl ihrem biologischen Rhythmus als auch der herrschenden sozialen Zeit zuwiderlaufen. Zur Bewältigung der damit verbundenen Belastungen, Probleme und subjektiv empfundenen Benachteiligungen entwickeln Schichtarbeiter vielfältige Strategien. Diese ermöglichen es ihnen, sich auf der einen Seite mit dem betrieblich vorgegebenen Zeitsystem zu arrangieren. Darüber hinaus zielen sie darauf ab, »Eigenzeit« zu sichern, in der sie zumindest ein Stück weit ihre Lebensbedürfnisse erfüllen können.

Peter Kersting hat für sich und sein Leben eine pragmatische Grundhaltung entwickelt. Er beschreibt, wie er mit seiner Situation als Schichtarbeiter und den damit verbundenen Problemen umgeht:

»Warum mich das vielleicht nicht so arg belastet, weiß ich auch nicht. Vielleicht hab' ich auch ein dickes Fell. Vielleicht muß man sich da auch eine gewisse Dickfelligkeit und Gleichgültigkeit angewöhnen, um das so zu nehmen, wie es ist. Dann sagt man eben einfach: ›Ja, wenn ich nicht kann, kann ich eben nicht‹, und macht das Beste draus. Ich könnte jetzt natürlich auch bei jeder Gelegenheit den Kopf runterhängen, immer den Zerknirschten tun und verzweifeln. Oder ich könnte jedesmal gleich nach oben rennen und, wie man so schön sagt, die Flappen auf'n Tisch hauen und kündigen. Aber das nützt mir im Moment gar nichts. Wir haben uns eben so damit abgefunden.«

»Verzweifeln« oder »den Kopf hängen lassen« nützt ihm nichts. Peter Kersting versucht vielmehr, die Probleme nicht zu sehr an sich herankommen zu lassen und lieber »das Beste« aus der Situation zu machen.

»Vielleicht kann man sagen, daß man aus der Situation irgendwie das Beste machen muß. Und auch in der Zeit, die ich dann eben habe, unter der Woche, mit meiner Freizeit, versuche ich, was anzustellen.«

Das sind keine Redensarten. Hinter dieser Grundeinstellung verbergen sich konkrete Strategien der Alltagsbewältigung.

»Aus der ganzen Schichtarbeit habe ich eben versucht, das Beste draus zu machen... Zum Beispiel als Gisela im Krankenhaus lag, war ich zwei Wochen mit den Kindern allein. Die gingen ja beide zur Schule, und ich mußte zur Schicht. Die Kinder kamen praktisch allein aus der Schule. Da mußte ich das ein bißchen diplomatisch machen. Die Große sollte der »Haushaltsvorstand« sein in der Abwesenheit der Mutter. Sie sollte zu Hause mal ein bißchen abwaschen und saugen. Und das mußte ich ihr nahebringen, und zwar so, daß sie das Gefühl hatte, daß das nicht in Arbeit ausartet. Und da hab' ich denn so, wie sagt man, so kleine »Präsente« gemacht, als Belohnung gewissermaßen.«

Die »kleinen Präsente«, von denen Peter Kersting erzählt, sind ungewöhnlich. Er schreibt kleine Gedichte, »so à la Wilhelm Busch«, wie er sich ausdrückt. Bei Früh- oder Spätschicht bleibt er abends lange wach. Bei Nachtschicht kann er in der Regel nicht sofort einschlafen. Die Zeit nutzt er zur Lösung kleiner Alltagsprobleme, die er humorvoll in Versform aufgreift:

»Dann hab' ich Heiner auch mal wieder die Frühstückstüte fertiggemacht und auch einen Zettel mit reingesteckt. Und da er zu dem Zeitpunkt immer gerne und viel aß, hab' ich denn geschrieben:

»Ich wünsch' dir guten Appetit,  
iß bitte nicht die Tüte mit.«

Ja, denn hatte ich Heiner da mal eine Frikadelle zu seinem Frühstücksbrot gelegt. Ich hab' dann geschrieben:

»Guten Morgen,  
das Denken in der Schule kostet Mühe,  
besonders in der Morgenfrühe.  
Laß dir die Frikadelle schmecken,  
mach in die Hefte keine Flecken.  
Die Hand wisch ab am Taschentuch,  
sonst trifft dich noch des Lehrers Fluch.  
Dein Papa« ...

Und dann ist da noch eins. Da hab' ich den beiden dann morgens oder abends ihren Teller mit Haferflocken hingestellt, mit Honig und was eben dazugehört. Da hab' ich dann geschrieben:

»Eißt Haferflocken!  
Ist dann der Stuhlgang leicht und locker,  
wirst du bestimmt kein Stubenhocker.  
Bald drückt der Pups in dem Gedärm,  
mal kommt er leis', doch oft mit Lärm.



... Ja, das sind so einige Sachen... An und für sich hab' ich da nicht viel Schwierigkeiten mit. Das schießt mir mitunter so aus der Feder. Vor allen Dingen abends hab' ich das denn gemacht. Wenn ich abends so ganz alleine bin nach der Spätschicht. Dann geht es immer am besten.«

Für Peter Kersting entstehen durch den Schichtrhythmus zu ungewöhnlichen Zeiten Phasen der Muße. Am späten Abend, wenn er »ganz alleine« ist, weil die anderen schon schlafen, kann er ungestört nachdenken, Phantasien und Ideen entwickeln. Daß das Dichten für ihn eine ernsthafte Beschäftigung darstellt und seine Verse nicht nur auf gelegentlichen Einfällen beruhen, macht er in der folgenden Passage deutlich:

»Was ich da vorgelesen habe, ist ja nicht einfach nur eben so dahin geschrieben. Ich versuche, auf diese Weise, mich an die Familie zu wenden. Das ist ein Resultat der Schicht. Denn wenn die Schicht nicht wäre, hätte ich das nicht geschrieben, sondern hätte es gesagt. Und ich bin davon überzeugt, daß ich das so nicht gesagt hätte, weil ich mich mit der Feder besser mitteilen kann, zumindest was das hier angeht.«

Das Verseschreiben ist für Peter Kersting nicht nur persönlich wichtig. Er schreibt nicht nur für sich selbst, sondern »wendet« sich mit Briefen und Gedichten »an die Familie«. Auf diese Weise kann er die starke zeitliche Einschränkung in der Beziehung zu seiner Frau und seinen Kindern nicht nur ausgleichen, sondern sich über einige Dinge »wirklich intensiv Gedanken machen« – mehr, als wenn er es »nur dahersagen« würde. Diese Möglichkeit, sich seiner Familie mitzuteilen, ist in Peter Kerstings Sicht ein »Resultat der Schicht«. Ohne die Schichtarbeit bestünde für ihn keine Veranlassung zu schreiben, manches bliebe »nur oberflächlich gesprochen«. Da er sich »mit der Feder« besser ausdrücken kann und diese Fähigkeit im Laufe der Jahre weiterentwickelt, hat der Schichtrhythmus für ihn auch eine positive Seite. Eine Verallgemeinerung lehnt er jedoch ausdrücklich ab: »Das soll natürlich jetzt um Gottes willen nicht für die Schicht sprechen.«

Die Fähigkeit, »das Beste« aus der Schichtarbeit zu machen, beweist Peter Kersting noch in einem anderen Kontext. »Zum Beispiel habe ich da die Initiative«, sagt er. Mit Initiative meint er den Zusammenschluß von Interessenten aus der Nachbarschaft zur Errichtung eines Abenteuerspielplatzes. Die Idee schien motivierend genug...

»Mensch, wie wär das? Wir könnten doch eigentlich hier eine Gruppe bilden, eine Initiative. Der Platz neben dem städtischen Spielplatz liegt

schon lange Jahre brach. Wie wär das mit einem Bauspielplatz oder Abenteuerspielplatz? – Und am Anfang hörte sich alles sehr schön und einfach an, einfach mal schnell so ein Bauspielplatz . . . So ein paar Bretter dahin und ein paar Eimer Nägel. »Gut«, haben wir gesagt, »können wir ja machen.«

Natürlich ist der Weg komplizierter als geplant. Die Gruppe muß sich kundig machen, muß mit den Behörden umzugehen lernen. In diesem Zusammenhang macht Peter Kersting eine überraschende Erfahrung. Seine ursprüngliche Skepsis, als Schichtarbeiter an den Vorstandsaktivitäten teilzunehmen, erweist sich als gegenstandslos. Nicht seine Frau, die an seiner Stelle den Vereinsvorsitz schließlich übernommen hat, sondern er selbst erledigt die Vereinsgeschäfte.

»Zu dem ganzen Behördenkram oder aufs Amt laufen usw. hat sie, wenn man das richtig nimmt, noch weniger Zeit als ich. Obwohl ich ja angeführt habe, das als Schichtarbeiter nicht machen zu können . . . Ich habe aber den Vorteil, in der Woche durch meine freien Tage zwischenzeitlich frei zu haben, was sie nicht hat. Sie kommt erst um fünf, halb sechs nach Hause, da ist jede Behörde dicht. Und ich habe meinetwegen wie heute oder gestern frei. Ich kann also vormittags mal eben schnell zum Liegenschaftsamt oder Finanzamt fahren, dies oder jenes tun, was sie nicht kann. Und da habe ich das praktisch in die Hand genommen.«

Erstaunlicherweise scheint der »Zeitplan« einer Bürgerinitiative eine Reihe von Möglichkeiten zu öffnen, Schichtarbeiter zu beteiligen. Nicht nur für Behördengänge, auch für die praktische Arbeit mit den Kindern bietet der Schichtrhythmus Freiräume. Peter Kersting fühlt sich hier nicht im geringsten als Außenseiter. Die freie Zeit, die ihm die Schichtarbeit läßt, hat einen hohen Gebrauchswert für die Initiative.

Freilich, so erfolgreich Peter Kerstings Versuche auf den ersten Blick auch aussehen, »das Beste aus der Schichtarbeit zu machen«, sie bleiben ein Kampf *mit* der Zeit, der immer auch ein Kampf *um* die Zeit ist, Zeit zum *Leben*. Diese Auseinandersetzung kostet Kraft, die nicht nur vom Schichtarbeiter selbst, sondern von seiner ganzen Familie immer wieder neu aufgebracht werden muß. Keine Bewältigungsstrategie ist perfekt. An Schichtarbeit kann sich niemand gewöhnen.

Peter Kerstings Erzählungen sind deshalb mehr als Dokumente eines individuellen Lebensschicksals. Sie sind Belege einer kollektiven Erfahrung. So wie ihm geht es Hunderttausenden. Seine

Erinnerungen bilden Strukturen ab: der Weg zur Schichtarbeit, die psychischen und physischen Belastungen gegen den Biorhythmus, der Eingriff in das Familienleben, die kulturelle Außenseiterrolle und der Zwang zum »Lebenskünstler« – das alles findet sich je individuell und doch mit erstaunlichen Parallelen auch bei anderen Betroffenen. Schichtarbeit ist Entzug von Selbstbestimmung über Zeit und damit subtile Machtausübung. Keine Frage, daß eine Verbesserung der Lebensbedingungen eine drastische Reduzierung der Schichtarbeit voraussetzt.

### Anmerkungen

- 1 Wir haben in einem sozialwissenschaftlichen Forschungsprojekt an der Universität Bremen zum Gegenstand »Soziale Biographien von Industriearbeitern« sehr intensiv gerade Schichtarbeitserfahrungen analysiert und sind zu dem Ergebnis gekommen, daß zu Recht von kollektiven Erfahrungen geredet werden kann.  
Die vorliegende Fallstudie ist deshalb kein beliebiges Dokument. Sie repräsentiert wesentliche Aspekte der Auseinandersetzung mit Schichtarbeit, die wir den biographischen Erzählungen eines größeren Samples von Schichtarbeitern und ihren Frauen entnommen haben. Die vorliegenden Belege über den »Fall« Peter Kersting (der Name ist ein Pseudonym) sind leicht überarbeitete Auszüge aus unserem Buch »... weil wir praktisch in 'ner verkehrten Welt leben.« *Schichtarbeiter und ihre Frauen erzählen*«, Frankfurt/M. 1986.
- 2 »Konti-Schicht« (= kontinuierliche Wechselschicht) bedeutet in aller Regel ein Dreischicht-Wechselsystem der Arbeitsorganisation bei einer Schichtlaufzeit von acht Stunden.
- 3 Vgl. H. Milz/L. Fricke, *Gesundheitsschädliche Auswirkungen von Arbeitszeitregelungen*, in: *Industriearbeit und Gesundheitsverschleiß. Diskussion und Ergebnisse der Tagung »Sicherheit am Arbeitsplatz und Unfallschutz*«, Frankfurt/Köln 1974, S. 148 ff.
- 4 Arbeitsmedizinische Erkenntnisse zur Schichtarbeit sind übersichtlich und verständlich zusammengefaßt bei L. Schardt, *Schichtarbeit*, in: L. Zimmermann (Hg.), *Humane Arbeit – Leitfaden für Arbeitnehmer*, Band 4: *Organisation der Arbeit*, Reinbek 1982, (S. 181–289) besonders S. 204 f.